

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 9 (1868)

Artikel: Was der Kalender vom Ludi auf der Blindmatt erfahren und andern Leuten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1007834>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

werden genesen, und dann bald wieder heimkehren, meine Lebensuhr aber ist abgelaufen." Wichtig, die Voraussage erfüllte sich. Herr Kaplan Blättler genas und erreichte sein Vaterland 1797, spätestens 1798. Wenigstens findet man ihn am 18. August des für unsere Heimath so verhängnißvollen Jahres im Konvent des Kapuzinerklosters zu Stans unter den übrigen Priestern Nidwaldens. Es handelte sich um Leistung des Bürgereides und Beschwörung der neuen Konstitution. Den ganzen Hergang zu berichten gehört nicht hier. Was uns oblag, war einzig das ungefähre Todesjahr des Einsiedlers zu ermitteln gegenüber Einigen, die ihn erst 1799 nach

Rom pilgern lassen. Daß die Genesung des Herrn Blättlers und der Hinscheid Gregors so zu sagen zusammenfällt, stützt sich auf Bericht des Althusjaks. Der Gleiche wollte wissen, in Rom habe man sich eigentlich darum gestritten noch ein kleines Andenken vom Verklärten zu besitzen. Ein späterer Pilger aus Nidwalden, dessen Namen nicht unbekannt ist, will sein Grab gesehen haben und dabei ein Gemälde, von ihm s. Z. in Seckingen verfertigt, darstellend: „Marie zum guten Rath.“

Damit schließen wir den Bericht über den interessanten Mann, und bedauern nur, nicht Mehreres aufgefunden zu haben. — Der geneigte Leser nehme mit diesem Wenigen vorlieb.

H. v. ...

Was der Kalender vom Ludi auf der Blindmatt erfahren und andern Leuten.

1. Der Ludi muß d'Sprach lernen.

Es muß wohl Jemand krank sein auf der Blindmatt, meinte der Nachtwächter, als er eben 3 Uhr gerufen und in diesem Haus schon Licht bemerkte; bald oben, bald unten und auf der Herdplatten ein Feu'ren und Kochen, ein Rennen und Laufen, wie wenn's Sterbensnoth thät'. Er thät' ihn doch erbarmen der gute Blindmättler, wenn er etwa selber erkranket wär'; er hab's sonst nicht zu gut daheim; Meister sei er gar nichts und wenn er ein Wort sage, so fahren ihm Alle über's Maul, besonders der Ludi. Die Mutter und der Ludi haben die Köpfe zusammen und der Alte kann schaffen und hausen und sinnen und sorgen, sonst muß er noch in den alten Tagen von Haus und Hof. Die Blindmatt sei schon lange übergüllet und der Nutzen gilt wenig und böse Zeiten sind's — und dazu eine köstliche Frau und die Töchtern kommen wie Pfauen; s'nimmt einen nur Wunder, wie er's vermag. Und jetzt ist's um paar Jahr' zu thun, so wird der Ludi, wie Andre

auch, bei Allem sein wollen, hat er ja jetzt schon, wo er noch nicht aus der Christenlehr ist, schon immer die Zigarre im Maul und d'Karten in den Händen und Narrentheien im Kopf; und dann alltäglich' Tag mit dem Büchsl' auf die armen Vögelein los, daß bald in der ganzen Nachbarschaft kein einziges mehr ist von den armen Thierlein. Und die Mutter ist ein völliger Narr mit ihm und All's ist schön, was der Ludi macht.“

Unter solchen und dergleichen Gedanken gieng der Nachtwächter heim und nahm ein Stiefelein vom Bittern und fragte seine alte Greth, ob sie auch nichts wisse, wer etwa krank sei in's Blindmättlers, sie haben in Stuben und Kammer das Licht und Stiegen auf und Stiegen ab sei man gefahren, als ob's brennte; da hab' es sicher dem Alten etwas gegeben; einmal die ältern Buben, die hab' er gestern noch gesehen und die Frau habe er schon reden gehört, wo er noch Steinwurf weit vom Haus weg gewesen; und der Ludi hab' mal gestern noch brav getanzt unter der Christenlehr und die Töchtern auch in's Bä-

reuwirthe oben; und wegem Knecht, wenn's dem etwas gegeben hätt', da wären's nicht so früh aufgestanden; es muß sicher dem Alten etwa ein Schlag gefallen sein." Des Nachtwächters Greth hat's gewöhnlich nicht zuletzt gewußt, wenn es was Neues gab und gab's was Neues zu vernehmen oder zu sagen, so war der Schlaf bald aus den Augen. Drum mußte der Nachtwächter nicht zweimal fragen, was sie auf der Blindmatt so früh geliecht haben. „Wer wollte krank sein in's Blindmättlers? meinte sie. Weißt du denn nicht, daß der Ludi heut verreist, um d'Sprach z'lernen? ich kann dem Ort den Namen nicht mehr sagen, es sei so ein Nest im Waadtland oben; der Bärenwirth kenne die Leut', zu denen er kommt und der Bärenwirth ist ja mit denen auf der Blindmatt verwandt; es sei einmal lutherisch und die Leut' können nicht einmal deutsch; jetzt kannst denken, das muß ein rares Volk sein. S'Wirths Magd hat mir gestern Abend Alles erzählt, wo du schon auf der Wacht warst; aber sie hat's mir sonst erschrecklich verboten, einem einzigen Menschen etwas zu sagen, nicht einmal dir, du könntest dich leicht etwa einmal verplaudern; darum sag doch bei Leib nichts und besonders wenn's Wirths Magd etwa kommt, thue doch nicht dergleichen, als wüßtest du von der Historie. Der alte Blindmättler sei freilich gar nicht zufrieden, aber was will er machen? Wenn er etwas will, so ist's allemal s'konträr und will er nicht, so muß es erpreß durchgesetzt sein. Die Gertrud will nun einmal mit aller Gewalt, daß der Ludi etwas Herr's werde und was s'Blindmatt-Trud will, das muß nur sein. S'hat's aber nicht gestohlen das Zwingen und Zwängen; der Sepppludi, tröst ihn Gott, sein Vater selig, war auch so ein Seßkopf, perfekt, wie es. Und dann hat ihn s'Gewissen auch nicht fast gedrückt. Einmal uns — o wie hat uns der Mann geschädiget; man muß freilich geschehen Sachen z'best reden und mit den Todten möcht' ich nichts haben, das wär' ja

nicht christlich; aber auf der Höllplatten unten muß er's gleich abbüßen, wie er's uns gemacht. Und denk' nur d'ran, ich erleb's nicht mehr, wenn der Ludi einmal etwas wird, dann guad' Gott den armen Leuten; er nimmt einem ja jetzt schon den Lobspruch nicht mehr ab und Reverenz macht er in Kirchen und Kapellen, wie wenn er ein Ladstock in den Beinen hätt'; und meinst du, er nähm den Hut ab, wenn er vor'm Gott'shaus vorbeigeht? das wär' ihm viel z'gemein. Und denn so Einer muß noch d'Sprach lernen! Aber denk' nur, die alt Greth hab's gesagt: „Der Hochmuth kommt vor dem Fall.“

Des Wächters Greth hat's errathen; der Ludi muß wirklich fort, um d'Sprach z'lernen. Der Vater hatte sonst immer gemeint, der Ludi könnt's ohne Sprach machen; schreiben und lesen, das könne er ja und etwa ein Heustöckli ausrechnen auch und so für's gemeine Volk wär' das eigentlich anständig und wenn er den Ludi für etwas mehr, als für's Bauren wollt' schulen lassen und Kosten nicht sparen, so wollt' er ihn gerade lieber in eine rechte Schul schicken und nicht da in ein lutherisches Waadtländer-Nest hinauf thun, wo er das ganze Jahr in keine Messe komm' und kein katholisches Wort höre. Er sei auch durch die Welt gekommen und wenn er nicht französisch könne. Und dann könne man nicht vergeben französisch lernen; das koste dann mehr, als sie glaube und s'Geld sei rar und die Haushaltung müße auch gelebt haben und dem Ludi z'lieb wollte er denn doch nicht zu armen Tagen kommen. Es gefalle ihm sonst nicht, wenn der Bauer so ein Halbherr sein wolle, so halb Maus und halb Vogel, die Nase immer in den Büchern und den Zeitungen und in ihrer Sach' keine Ordnung und am Sonntag in keine Predigt und ein Hochmuth, daß es nicht zu erleiden ist. Da meinten sie, was sie seien, wenn sie „Merfi“ und „Mamsell“ und den Geistlichen „Pfaffen“ sagen können und dann wär's Gefahr, ob sie die zehn Gebote Gottes noch wüßten. Und

dann wollte er von Allem nichts sagen, wenn der Rudi etwa recht ein guten Kopf hätt', daß man könnt' denken, es werd' auch etwas Recht's aus ihm; aber es sei erst nicht viel mit ihm; jetzt sei er so lang in d'Schul gegangen und sei immer einer von den Schlechtern gewesen; er hab' halt in Gottes Namen s'Holz nicht dazu und wenn's nicht im Holz ist, so kann man lang machen, s'hilft nicht." Unse Gertrud muß sonderlich guter Laune gewesen sein, daß sie ihm nicht längstens in die Red' gefallen. Aber lang gewartet ist nicht geschenkt. Hätt' der gut' Blindmättler nur vom „Holz“ nichts gesagt; aber das war jetzt das recht' Wasser auf ihre Mühle. Was, das Holz nicht dazu? fragte sie; einmal von dir — ja da hat er's freilich nicht; aber wie manch hundertmal hab' ich dir's schon gesagt, daß die Söhn' ordinäre der Mutter und die Töchtern dem Vater nachschlagen. Nicht vergeben hab' ich ein solches Kreuz mit unsern Töchtern gehabt, bis sie den Kanis' auswendig konnten; hingegen die Knaben und vor Allen der Rudi, der jüngst', der hat gelernt, was er nur wollte; und wenn's nicht nach Gunsten gegangen wär', so wär' er gewiß immer einer der Ersten worden; aber für's erste ist unserein nicht im Büchle beim Pfarrer und für's zweite mag uns der Lehrer nicht und vom Schulrath mag ich gar nicht reden. So dumm bin ich nicht, daß ich's nicht merkte, wie's eben geht und schon lange gegangen ist. Und der Rudi hat's ja selber gesagt, wie man ihn allemal das Allerschwerste frage, g'rad expreß, damit er's nicht könne und nicht etwa s'Rathsherrn Hänfel hinten d'ran komme. Hab' schon Duzend und duzendmal bei mir selber gedacht und erst gestern noch zu s'Nachbars Frau gesagt, es nähr' mich das größt göttlichst Wunder, wo wir das Glück verdient, daß der Rudi so gut ausgefallen ist und so ein Talent hat, besonders wenn man weiß, daß die Blindmättler durchs Band weg das Pulver nicht erfunden. Und was jetzt wegen dem „Katholisch“ anbelangt, so haben s'Bä-

renwirths mir schon gesagt, da sollen wir nur gar keinen Kummer haben; die Leut' wo er komme, seien freilich lutherisch, aber erschrecklich brave Leut'; sie gehen auch in die Kirche, wie wir und der Rudi könne alle Sonntag z'Gottesdienst und ihr Pfarrer, der predige so schön, daß ihm wenigstens hier noch lang Keiner nach möcht; g'rad just von der Mutter Gottes sag' er nichts, aber sonst merkte man nicht, daß er nicht katholisch wär. Und s'Bärenwirths können nicht genug sagen, was die Lutherischen für gute Leut' seien und so brav, daß man hier lang suchen müßt, bis man brävere finden thät." Aber unsre Geistlichen sagen doch immer, es sei ein himmelweiter Unterschied zwischen unserm und dem lutherischen Glauben, entgegnete der Vater; die Andern haben ja kein Meßopfer und das sei doch das größt'; und die Beicht haben sie auch nicht; und für die armen Seelen beten sie auch nicht, und von der Mutter Gottes und den Heiligen wollen sie nichts wissen und haben ja kein' Bischof und kein Papst und auf dem Todtbett kein heilig Del und sauber nichts. Die Leut' mögen recht sein; es werd' auch Gut' und Schlecht' unter ihnen geben, wie bei uns, er wolle nicht urtheilen; aber wenn's sei, wie die Leute sagen, so sei sonst der Luther nicht der Sauberste gewesen und von so Einem seiner Religion möcht' er das ewig Rühmen nicht hören; und wenn s'Bärenwirths doch meinen, die Lutherischen haben Alles, was wir und seien noch viel bräver, als unserein, so können sie ja zu den Andern gehen, es thät' sich am End' nicht so fast streifen. Er für sich gäb' einmal den Willen nicht darein, den Rudi dahin zu thun, er woll' einmal zuerst noch mit einem Geistlichen reden." Ja mit den Geistlichen reden, sagte sie, das nützt viel; da weiß man schon, was herauskommt. Mein Vater selig hat mich auch wollen d'Sprach lassen lernen und dann hat er noch zuerst mit dem Pfarrer Rath gehabt und der Pfarrer hat ihm's ausgereedt — und jetzt? — Hab' schon hundert und hun-

bertmal gedacht, wenn der Vater nicht mit dem Pfarrer geredt hätte, so müßte ich jetzt nicht auf der Blindmatt oben versauern, hätt' eine gute Parthie gemacht; der Präsident hätt' mich blutgern gehabt, wenn ich nur d'Sprach hätt' können und etwas mehr Manieren und die kann man halt nur in der Fremde lernen. Sie habe nichts gegen die Geistlichen; aber das gehe dieselben nichts an, wo man den Ludi hinthue; s'Bärenwirths haben auch nicht gefragt, wo sie ihre Söhn' fortgeschickt und jetzt haben sie Brod und Ehr und gute Parthien. Kurz, da ergeb' sie sich nur nicht, der Ludi müß' d'Sprach' lernen und das müß' er." Der Blindmättler wußte diese Predigt Anfangs ordentlich auswendig, er hatte sie schon oft genug gehört; d'rum denkt er, er woll' jetzt lieber schweigen, damit ihm der zweite Theil geschenkt werde, der dann allemal noch viel gesalzener war. Um wieder etwas bessern Wind zu machen, sagte er nur, man könne ja mit dem Ludi selber noch reden und unterdessen wolle er jetzt gehen und den Hühnern zu fressen geben und den Hanf b'schütten.

Wer den Blindmättler gekannt und seine Gertrud, der hätt's leicht errathen, wer am End Meister worden. Und wenn Einer an dem Morgen, wo der Wächter gemeint, es sei etwa dem Alten ein Schlag gefallen, in die Blindmatt gegangen wär', so hätt' er den Ludi bereits reisefertig getroffen. Von Fuß bis z'Haupt nagelsunkelneu gekleidet, das Mänzle am Rücken und s'Wasser in den Augen verließ er früh Morgens das väterliche Haus. Der Vater machte ihm noch das Kreuz; „er soll sich gut halten und für Leib und Seel und aparti zum Geld Sorg' haben und wenn er könne, etwa ein und andersmal in eine katholische Gemeinde gehen in den Gottesdienst und zum Beichten; und dann soll er hie und da im Goffine lesen, so er ihm eingepackt und zu der Mutter Gottes beten. Wenn's Anfangs so ein Heiden-geld koste, so hätt' ihn denn nichts härter,

als wenn er z'legt halbluthrisch heimkäm'." Die Mutter ging mit ihm bis zur Post und drückte ihm noch zwei Goldstückle in die Hand, „von wegen der Vater werd' ihm nicht zu viel Geld schicken und Noth leiden soll er nicht und wenn er was nöthig habe, so soll er nur schreiben, sie wolle dann schon machen, daß es etwa gehe." Sein Begleiter, ein Vetter, war unterdessen vorausgegangen, die Post-Karten zu lösen und nach einer Viertelstunde trabten die Postrosse davon und der Ludi war der Mutter aus den Augen. Daheim aber stand der Vater langweilig am Fenster und es wär' ihm so recht um's Weinen gewesen, wenn er's zuweggebracht hätte.

2. Auf der Post.

Wie's eben auf der Post ist, war auch diesmal für unsre zwei Reisende manch fremdes Gesicht zu sehen. Neben dem Ludi und dem Vetter war ein junger Herr, Allem nach ein Schreiber, oder etwas dergleichen. Auf der andern Seite ein Geistlicher, neben ihm ein alter Militär mit gewaltigen Schnäuzen und eine Frau ab dem Land. Zuerst wurde nicht viel geredet; man schaute einander an, ob man nicht etwa einen Bekannten in der Gesellschaft finde. Der Geistliche, der Militär und der Schreiber schienen einander zu kennen. Der Erste, der das Stillschweigen brach, war der Schreiber, der eine Zeitung durchmusterte und mit einem giftigen Seitenblick auf den Geistlichen sagte: Bravo, Bravissimo! Hören Sie mal! das Kloster auf der Egg ist aufgehoben und sein Vermögen fällt in die Staatskasse. Der Geistliche fragte bescheiden, ob die Zeitung auch sage, warum man das Kloster aufgehoben? „Das sagt freilich die Zeitung nicht, antwortete der Schreiber; aber das braucht sie auch nicht zu sagen. Die Regierung braucht halt Geld und da nimmt sie's eben, wo sie's find't und da hat sie vollkommen recht.“ „Ein gefährlicher Grundsatz, sagte der Militär; da ist ja beim Donner kein Mensch mehr sicher mit

seiner Sach' und von heut' auf Morgen kann mir und Jedem von uns die Regierung ein paar Landjäger auf den Hals schicken und mir nichts und dir nichts die Schlüssel abfordern und mich auf die Gasse stellen. Alle Wetter! da wollt' ich doch auch dabei sein. So kann's doch einmal nicht gehen; hat die Regierung Geld nöthig, nun so kann sie Steuern anlegen, das hat seine Nichtigkeit, aber nur nicht stehlen; die Regierungen haben so wenig ein Recht dazu, als ein armer Teufel." Der Schreiber war etwas verblüfft, daß der alte Schnurrbart in seiner geraden Ehrlichkeit diese Klosteraufhebung so ernst mißbilligte. „Aber, meinte er, es sei doch auch nicht recht, daß so mancher hoffnungsvolle junge Mensch der schönen Freiheit beraubt, innert den Klostermauern versauere und so manche lebensfrohe Tochter mit den herrlichsten Ausichten in der Welt mit allerhand falschen Versprechungen so in ein Nonnenkloster hineingelockt und für ihr ganzes Leben unglücklich werde. Drum müsse man Respekt haben vor der Regierung, daß sie solchen Unglücklichen Thür und Thor öffne und sie wieder an's Tageslicht bringe und ihnen das höchste Gut des Lebens, die Freiheit, wieder gebe. Er für sich erachte es für eine der ersten Errungenschaften unsrer Tage, daß endlich der Grundsatz zur Geltung gekommen: Freiheit für Alle!“ — Die ganze Reisegesellschaft schaute auf den Geistlichen, ob er für unsern Freiheitshelden kein Wort der Entgegnung habe. Der Geistliche war sonst kein Freund des Disputierens, besonders in einem Postwagen. Aber die Sache schien ihm doch ein wenig zu dick; d'rum wendete er sich höflich zu dem jungen Herrn: „Erlauben Sie, mein Herr! daß ich Ihnen auch etwas entgegengebe. Ich muß Ihnen zum voraus bemerken, daß ich nicht Ordensmann bin und auch nicht im Sinn habe, einer zu werden. Aber wenn ich einen werden wollte, so hätte ich jedenfalls das Recht dazu und zwar nach Ihrem eigenen hochgepriesenen Grundsatz uns-

rer Tage, sonst wäre ja Ihre „Freiheit für Alle“ doch nicht für Alle. Wenn Sie das Recht haben, ein Schreiber zu sein und dieser Herr da, ein Militär zu sein, so muß ich ebenso gut das Recht haben, ein Ordensmann zu sein, wenn ich es will und die nöthigen Eigenschaften dazu besitze. Das werden Sie zugeben müssen. Der Schreiber gab es zu, es müsse, wie gesagt, „Freiheit für Alle sein.“ Und wenn ich, fuhr der Geistliche fort, das Recht habe, in's Kloster zu gehen, so muß es dieser junge Mensch dort auch haben und Sie selbst, wenn es Ihnen an einem schönen Morgen einfiele, Ihre Schreiberei aufzugeben und ein Kapuziner oder Benediktiner oder Jesuit zu werden und es Ihnen Jemand verwehren wollte, so würden Sie ganz gewiß sagen, es sei nun einmal Freiheit für Alle. Und wenn die heutige Welt Freiheit will, nichts zu beten, nichts zu glauben, nicht zur Kirche zu gehen, die Sonn- und Feiertage nicht zu heiligen und überhaupt die Gebote Gottes auf die Seite zu thun, so muß auch Freiheit sein, sein Leben lang in einem Kloster zu beten, Gott zu dienen und das Alles zu thun, was im Evangelium befohlen und angerathen ist. Und wenn zwanzig, dreißig junge Leute von dieser Freiheit Gebrauch machen wollen und in ein Kloster zusammenkommen und einen Vorsteher wählen und einen Fond zusammenlegen, damit sie und Andere die später kommen, zu leben haben und den Armen Gutes thun können, so können es ihnen die am allerwenigsten verwehren, welche immer die Freiheit im Munde führen. Also Eins von Beiden: Entweder muß man auch den Klöstern ihre Freiheit lassen, oder dann ist der ganze Freiheitslärm unsrer Zeit nichts anderes, als eine insame Heuchelei.“ Der Schreiber konnte nichts dagegen sagen, meinte aber, wenn man die Freiheit haben wolle, in's Kloster zu gehen, so müsse man auch die Freiheit haben, nach Belieben wieder auszutreten; das sei gegen alle Menschenrechte und vertrage sich gar nicht mit den Grundsätzen

der neuern Zeit, daß Einer oder Eine, so in den schauerlichen Klostermauern ihr Leben verschließen sollen, wenn sie lieber hinaus wollten; nur keinen Zwang! „Aber mit Erlaubniß, antwortete der Geistliche, wenn Einer oder Alle bleiben wollen, wenn sie gar nicht hinaus wollen, sondern da leben und sterben, wie sie es freiwillig und ohne Zwang Gott angelobt haben; und es kommt nun eine Regierung und zwingt sie gegen ihren Willen hinauszugehen oder jagt sie mit Landjägern hinaus, sagen Sie mal, wie stehts denn da mit den Menschenrechten und mit der Freiheit? Mein Freund, die heutige Welt kommt ein wenig in Widerspruch mit sich selber; sie verlangt Freiheit für's Austreten, will aber keine geben für's Bleiben oder für's Eintreten. Sie will Freiheit nur für die Wortbrüchigen, für die treulosen, die ihre Gelübde mit Füßen treten; dagegen die ehrlichen Leute, die ihr Wort halten wollen, die sollen dann gezwungen werden, ihre stille Zelle, die sie 20 bis vielleicht 50 Jahre lang in allen Ehren und friedlich und glücklich bewohnt, zu verlassen und wieder hinaus in die Welt. Eine saubere Freiheit das!“ — „Eine Freiheit für die Spitzbuben, brummte der alte Schnurrbart; wissen denn Hochwürden nicht, daß das der hochgepriesene Weltlauf ist. Man will Freiheit für die Gottesläugner, für die Mordbrenner, für die Revoluzzer und für alles hergelaufene Gesindel, aber nicht für die ehrlichen Leut' im eigenen Vaterland. Diese Schreier wissen wohl, warum; wenn sie Freiheit proklamiren für die ehrlichen Leut', so haben sie vielleicht nichts davon; wenn sie aber einmal Freiheit für die Lumpen erzwungen haben, dann könnt' es ihnen früher oder später auch noch zu gut kommen.“ „Was? Herr Oberst! schrie der Mann der Freiheit, Sie rechnen mich zu den Lumpen? Das leid' ich nicht; ich fordere Beweis oder Satisfaktion!“ — „Teufel und Garibaldi! fluchte der alte Haudegen, Sie haben immer die Freiheit für Alle im Munde, und wenn Sie die

Freiheit haben wollen, bei jedem Anlaß über die Klöster zu schimpfen, ohne zu beweisen, so will ich auch die Freiheit haben, einem Spitzbuben die Wahrheit zu sagen.“ Dabei rollten seine Feueraugen im Kopf herum, wie wenn's wetterleuchtet und der Geistliche hatte hohe Zeit, sich in's Mittel zu legen und ihn zu beschwichtigen. „Wir wollen nicht stürmen, Herr Oberst, sprach er, nicht stürmen. Ich muß dem Herrn Schreiber nur noch Eines sagen: Junger Herr! Sie sind Katholik und noch unverheirathet. Ich will nicht wissen, ob Sie heirathen wollen oder nicht; das geht mich nichts an; aber das ist sicher, daß Sie sich das Recht dazu nicht werden nehmen lassen und da haben Sie ganz recht; Sie haben die volle Freiheit, zu heirathen oder ledig zu bleiben, wie Sie wollen. Aber gesetzt, Sie treten in den Ehestand und zwar ganz nach Ihrer freien Wahl und wären sehr zufrieden und glücklich, würden Sie es nicht für das höchste Unrecht halten und aus allen Leibeskräften protestiren, wenn ohne Ihre mindeste Schuld die Regierung Ihre Ehe auflöste, und noch obendrein Ihr Haus, Ihr Vermögen, alle Ihre Habseligkeiten zu landesväterlichen Händen nähme und Sie mit einer silzigen Pension auf die Gasse hinaus schickte? Offenbar würden Sie, und mit allem Recht, eine solche Ungerechtigkeit mit der größten Entrüstung verdammen. Nun, mein Freund! Wenn nun einige Ordensleute in ihrem Kloster ebenso glücklich und zufrieden leben, was meistens der Fall ist und man jagt sie gewaltthätig auseinander und nimmt ihnen Alles, ist das nicht ebenso ungerecht?“ Ob aus Furcht vor dem alten Schnurrbart oder aus eigener besserer Ueberzeugung weiß man nicht, aber immerhin gab der Schreiber dem Geistlichen recht; allein die „Mißvergnügten“ in den Klöstern lagen ihm immer noch auf dem Athem und er wollte sich noch mit den Klöstern versöhnen, wenn nur diese Menschenquälerei nicht wäre. Der Geistliche gab ihm gerne zu, daß es Mißvergnügte in allen

Ständen gebe, sogar unter den Schreibern und andern Leuten mit hoher Besoldung. Aber, sagte er, wir wollen nun unsern Vergleich mit dem Ehestand noch fortsetzen. Ich habe vorhin den Fall gesetzt, Sie heirathen und seien glücklich und zufrieden. Jetzt wollen wir die Sache umkehren und annehmen, was leicht möglich ist, Sie seien im Ehestand nicht glücklich; wie stehts denn da mit dem Austreten? Können Sie wohl Ihre Frau, wenn sie Ihnen verleidet ist, einfach vor die Thüre stellen und wieder ledig sein? Oder sind Sie nicht auch gebunden und zwar bis der Tod scheidet? und der Tod hat seine Eigenheiten, er scheidet oft, wo man's gar nicht gern hat und da, wo sie ihm ein großes Trinkgeld gäben, wenn er scheiden wollte, da scheidet er nicht. Aber wenn Sie also gebunden sind, so haben Sie sich selbst freiwillig gebunden und darum geschieht Ihnen kein Unrecht, wenn Sie schon so bleiben müssen; und d'rum können Sie auch nicht verlangen, daß Ihnen zu lieb die ewigen Gesetze aufgehoben werden. Das wäre die Freiheit doch gewiß zu weit getrieben, wenn man einigen Mißvergnügten zu lieb die Gebote Gottes selbst dispensieren wollte; und wenn man's thäte, wär's denn recht vor Gott? und wenn's vor Gott nicht recht ist, wer kann uns denn von der Hölle dispensieren? Da wird's wohl mit unserer Freiheit aus und Amen sein und Gott wird thun, was Er will und Er will was recht ist und gerecht; mehr als gerecht ist es, daß der gestraft werde, der unter dem blendenden Namen der Freiheit die Gebote Gottes nicht achtet und was er freiwillig angelobt, eigenmächtig wieder bricht." Unser Schreiber entgegnete, eben darum wolle er sich zweimal besinnen, bevor er sich für's ganze Leben binde. „Ganz recht, sagte der Geistliche; es wäre schon Vielen wohl bekommen, wenn sie sich nicht nur zwei — sondern dreimal besonnen hätten. Aber jetzt, wenn Sie beim Heirathen das Binden für's ganze Leben in Ordnung finden, weil sich eben Einer selber frei-

willig bindet, warum sollte es ein Unrecht sein, wenn sich Einer oder Eine, auch freiwillig für's Klosterleben binden will? Und müßte man wegen eint' und andern Mißvergnügten das Klosterleben aufheben, so müßte man auch den Ehestand abschaffen, denn es gibt verhältnißmäßig weit mehr Mißvergnügte im Ehestand, als im Klosterleben; und nicht ganz ohne Grund. Im Kloster ist eine lange Probezeit; da sieht Einer oder Eine so ziemlich deutlich, wie sie's das ganze Leben hindurch haben werden; wie's jetzt ist, so wird's nach 50 Jahren noch sein, da wird wenig geändert in der Tagesordnung und Lebensart; gefällt's ihnen nicht, ihr ganzes Leben lang es so zu haben, nun gut, so können sie noch austreten, bevor sie gebunden sind. Aber im Ehestand, da ist kein Noviziat; wie Einer hineingeht, so wird s'Thor geschlossen und er kann nicht mehr heraus. Wenn nun Einer das Unglück hat, so eine rechte Kantippe zu treffen, die ihm täglich 24 Stunden lang das Leben verbittert und ihn immer schmächt und zankt, daß es ihm recht in den Ohren fauset; und sterben will sie ihm expreß nicht und todt schlagen darf er sie nicht und z'todt beten thut sie ihm auch Niemand und jagt er sie fort, so muß er vor den Pfarrer und der Pfarrer pelzt ihn noch aus, daß es keine Art hat, und er muß sie selber wieder holen und fein und freundlich thun und die Bessern geben — junger Herr! wie gefällt Ihnen das? — Oder es hat Einer Eine, sie hängt am Sonntag ihre ganze Morgengab' an den Leib, sie glitzert und glänzt in Sammet und Seide und ist Eine, als hätt' sie Hunderttausende ererbt und die Kinder müssen Reifröckli haben, sobald sie aus den Windeln sind und all' Neu und Wedel die Schneiderin auf der Stör und in's Krämers ein großer Konto, daß der Mann nicht einmal etwas weiß. Und jetzt kommen die sieben mageren Jahr, der alt' Zins noch nicht gemacht, und s'Geld ist auf und der Ankenhafen leer und der Krämer will bezahlt sein, sonst geb' er ihn weg; was

will er machen der geplagte Mann? Denkt wohl, ein Gütli bekennen auf seinem Gütli und über's Jahr zwei und so fortfahren, so lang's es thut. Und sagt er etwas, so red't sie acht Tag kein Wort mehr mit ihm oder lauft ihm heim zu den Eltern; „sie könn's gewiß nicht mehr aushalten, er sei ein völliger Hund mit ihr, sie mög' ihm vor — und nachgeben wie sie wolle; jetzt hab' sie noch das G'wand, wo sie am Leib habe und kein Klappen Geld unterhänd's und kein Tropf Anken im Haus und wenn's Gift wär', was sie heut geessen, es thät ihr gewiß nichts; es nehm' sie Wunder, wo sie das Unglück verdient.“ Jetzt muß der geschlagene Mann am Ende noch ganz allein an Allem Schuld sein und die Schwiegereltern halten ihm die Fäust' unter die Nase und will er die Frau wieder haben, so muß er alles Gute versprechen und „er hab's nicht so böß gemeint und er wolle sich in Zukunft besser simulieren und wolle schon schauen, daß er Geld bekomme“, er habe einmal noch ein Schäfli zu verkaufen und in's Krämers woll' er ein'sweilen seine Sackuhr versetzen und die Frau könne jetzt gerade auf dem Heimweg beim Schneider=Anni ein Kleid anmessen lassen und er wolle gewiß recht gegen sie sein.“ Er hätte noch gern gesagt, daß sie aber dann auch recht gegen ihn sein müsse; allein es hätt's jetzt nicht erlitten, d'rum hat er gedacht, er woll' dem Frieden zu lieb schlucken, es werd' ihn nicht verderben. — So kann es aber gehen und geht so öfters im Leben. — Oder s'ist wieder Einer, er schaffet Tag und Nacht und die Frau mag ihn weder wissen noch hören und steht Stundenlang bei den Leuten und legt ihm sein Elend aus. Und Ordnung hat sie ihm keine; wenn er am Abend heimkommt müd' und matt und den Hunger im Leib, so ist weder Feuer noch Liecht und s'Bett ist nicht gemacht und s'Geißli nicht g'hirtet und die Hühner auf dem Tisch oben und Kinder mit Zündhölzlenen in der Holzhütte — und sie nicht daheim. —

„Aber Hochwürden! fiel die Frau im

Postwagen dem Geistlichen in die Rede, s'ist Alles wahr, was Sie da sagen, es giebt solche Weiber, die so recht eigentlich das Holz dazu haben, einen Mann zu kreuzigen; aber ein wenig partiisch sind Sie denn doch, daß Sie all' die Geschichten nur vom Weibervolk hernehmen; man merkt's wohl, daß s'Mannenvolk d'Köpf' zusammen hat; aber daß dann bei den Männern Alles so sadengrad gehe, und gerade ein Jeder ein heiliger Leib sei, dasselbe könnt' er ihr auch nicht z'glaub sagen.“ „S'kommt schon, sagte der Geistliche, s'kommt schon, nur Geduld, gute Frau! Ich wollte nur so Ehre halber das Weibervolk voraus lassen und s'gröber auf's Letztst' versparen. Ja wohl, s'geht auch nicht Alles senkelgrad bei den Männern und die armen Frauen haben oft kein' guten Tag im langen Jahr und ein erschrecklich' Kreuz mit einem langen, langen Stammen d'rau. Wenn so ein armes Weib den ganzen lieben Tag kummert und sorgt und die lieben Kinder schreien um Brod und haben keine Strümpf und Schuh und ihrer drei zusammen nur zwei Möcklein und ein Bettlein und das noch, daß Gott erbarm' und der Winter vor der Thüre und kein Scheit Holz, daß sie ein Tropf Milch wärmen könnte, wenn sie hätt'; und unterdessen der Mann in der Kneippe und spielt und sauft bis um Mitternacht und wenn er heimkommt, thut er wie ein Thier und nicht wie ein Mensch und flucht, daß es in den Wänden krachet und dann mit der Wiege „z'underobsi“ und die Hausleut' müssen z'Hilf kommen.“ Das war zu dick für den guten alten Militär. Mit einem gewaltigen Quantum von Donner- und andern Wetterns schlug er mit geballter Faust auf sein Knie: „Wenn er Meister wär' so Einer hätt' früh schon vor dem Kallaz seine 25 auf's bloße Hemd und dann alle Morgen ein halbes Dugend mehr; wollt' sehen, ob's nicht beßerte und beßerte es nicht, dann auf die Galeere mit einem solchen unverschämten Kerl für's ganze Leben und einen Tag.“ Sachte!

Herr Oberst! sachte, beschwichtigte der Geistliche. Der Profos hätte viel zu viel zu thun und die Haselstöck' könnten noch theuer werden; denn jedes Dorf und jedes Gemeindle hätte Einen und Andern, der seine 25 längst schon vor Gott und der Welt verdient und ein paar Duzend zum Trinkgeld. Nicht wahr, Herr Schreiber, es muß Einer im Kloster schon ordentlich stark verleidet sein, bis sie tauschen möcht' mit einem solchen Geschöpf von einer armen Frau? Der Schreiber machte die Bemerkung: „Aber so unglücklich seien denn doch nicht Alle im Ehestand, wie die.“ Schon nicht, Gott bewahre! erwiderte der Geistliche, aber jedenfalls mehr, als Sie glauben und wenn's einmal so ein Jubeljahr gäb', wo Jeder und Jede ganz unscheneriert wieder zum Pfarrer könnte und der Pfarrer könnte wieder „zurücklesen“ und sie und er einander „B'hütigott“ sagen, ich meine, der Pfarrer käm' die ersten acht Tage nie aus den Kleidern.“ Die Frau ab dem Land' war sichtbar zufrieden mit dem Geistlichen, daß er für's Mannenvolk auch ein's gewußt und zwar von den gröbern ein's. Ja! ja! Solche gäb's genug, sagte sie; einmal bei ihr daheim da wußte sie ein paar Duzend und auf's Duzend noch ein's darüberhin, die liesen wieder zurücklesen, wenn sie könnten. So sei gerade in ihrer Nachbarschaft Eine, die hab's gar grausam böß gemacht. Das sei eine Tochter gewesen, sie hätt' auslesen können; wie Milch und Blut und von hablichen Leuten und brävers hätte nichts genügt. Und wo sie der Pfarrer aus der Christenlehr gelassen und eigentlich schon vorher, da hab' sich die nicht lang müßen feil haben; da seien Rathsherrn-Söhn' gekommen und sei s'Präsidenten der Aelteste gekommen und vermögliche Bauren-Söhn' gekommen und sogar Herrn aus der Stadt; kurz kein Sonntag, daß man s'Nicht nicht gesehen bis gegen Morgen und oft sogar an einem heiligen Werktag. Und da sei denn nicht etwa mit Kaffe und heißem Käs und Brod, oder mit Most und Branz aufgewartet

worden, wie's etwa bei andern „christlichen“ Leuten der Brauch sei; nein! vom besten Malvesyer hab' müßen auf den Platz und Muskateller; und Zeug und Sachen dazu vom Zuckerbeck, daß manchmal Eine schwer zu tragen gehabt; und Mandelkernen seien da g'essen worden, da lüge sie dann gewiß nicht, man hätt' mit den leeren Schaalen ein anständig's Stück Landstraß übergrienen können. Und wenn dann etwa so darnach ein Tag gekommen sei, wo auch andere Ehrenleut' etwas Appartiges haben daheim mit den Kindern und Knecht und Mägd' und etwa einmal friedlich und fröhlich mit einander um eine Nydle spielen oder ihrer vier z'Halbbagen „kaißern“ und die Kinder am andern Tisch „den Röllli jagen“ da sei es dann, eben in der Nachbarschaft, so zugegangen, es könn's gewiß kein Mensch glauben, wie; und sie selber glaubt' es nicht, wenn sie's nicht manch' Lieb'smal mit eigenen Augen gesehen und gehört hätt'. Den Wein haben sie in Milch-bräunten zugetragen und d'Musikanten aus dem Dorf bestellt und einen Värmen verführt und getanzt und geschwigt dabei, daß sie ausgelesen, wie eine nasse Maus. 37 Personen habe sie selber einmal gezählt, die am Morgen z'Betglocke heimgegangen und wie Viele noch erst später fort seien, das wisse sie nicht; einmal ihrer drei und eine Jungfer seien erst gegen Mittag heim und sei ihnen gar erschrecklich schlecht gewesen. Man könne denken, daß die Töchtern einen solchen Posten mit dem ewigen Tanzen und „Dorfen“ unmenschlich in die Länge ausgehalten haben. Zwei davon haben die Auszehrung bekommen und seien jung gestorben und die Einte, eben die, wie Milch und Blut, hab' auch angefangen zu kränkeln und döckerlen, bis es endlich der Vater gar nicht mehr anders thun wollte: entweder, sagte er, soll sie heirathen, oder dann müße das Lumpenzug einmal aufhören. Er hab' jetzt Anfangs manches Jahr geschwiegen; aber jetzt schweige er nicht mehr; lieber wollt' er z'Krieg, als länger zuschauen, wie's

da gehe; wo er eine Stube voll kleine Kinder gehabt, da hab' er gehaust wie ein Herr und immer den neuen Zins gemacht; aber jetzt, wo sie erwachsen seien und sein Gilt und Trost sein könnten, jetzt komm's bald, daß er fast nicht mehr z'Gottesdienst dürf' am Sonntag und Feiertag. Da mög' man bloß zur Kirche heraus und den Hut aufg'legen, so zupfe einen Ciner da und der Andere dort und beim Kirchenegg warte auch noch Ciner und da hab' man nichts anderes in den Ohren, als immer: wann kommst' mer, was giebst' mer, kannst' mer jetzt nicht Anfangs das Alt' und Ueberalt' machen und er müß' Geld haben und er warte sicher nimmer länger" und machen einem heiß und bang. Da könn' sich er denn allemal schämen, wenn sie ihm die Fasnachtereien und die Reifröck unter die Nase reiben und ihm Alles vorhalten, wie's daheim zugehe und ihm Sachen erzählen, wo er nur nichts davon gewußt habe. Das sei ihm so verleidet, er möcht' davonlaufen, so weit als der Himmel blau ist." Ob der Vater dann wieder ein Jahr geschwiegen oder ob die Tochter ihm nichts darnachgefragt, das könne sie nicht sagen; einmal ein Jahr darnach sei noch die alte Historie gewesen, die Tochter noch ledig und das Lumpenzeug, wie vor'm Jahr, um kein Haar besser; s'konträr, noch eher schlimmer, das könn' man sich vorstellen. Denn die jungen Leut' aus den bessern Familien haben wohl gesehen, daß allemal auch so halb-wollige Waar eingeladen sei und da hätt' es ihnen der Karakter nicht zugelassen, daß sie wieder gegangen wären, und so sei denn allerhand Volk gekommen, wo man nicht gerade etwas Schlechtes wüß', aber auch nicht ap= parte viel Gut's. Wo dann die Tochter gemerkt habe, daß ihre Sach' eher anfangs ab= als aufzuschlagen, so hab' sie gedacht, es sei am End' besser eine Laus im Kraut, als gar kein Fleisch und hab' dann eben Cinen genommen, der allweg nicht von den Köstlichsten Ciner sei. Und jetzt sei sie halt nicht rechtmäßig mißvergnügt; sie mög' ihn nicht und

er sie nicht. Daß er sie gerad' etwa schlage, das habe man nicht gehört; aber er geb' ihr kein gutes Wort und wenn sie ein Klappen Geld wolle für Mehl und Anken und den Kindern für's Gwand, so müsse sie allemal zittern und allemal wenn sie die Wiege wieder brauchen müssen, da sei er dann aneinander so grausam wunderbar, daß es nicht bei ihm zu leben sei und halte ihr Tag und Nacht vor, „wie sie doch noch mache, daß sie noch von Haus und Heimet kommen und es wären doch ihrer genug zum Essen gewesen, man hätte diesen Schreihals nicht mehr gebraucht.“ Und Christenthum hab' er je länger, je minder. In der Erste, da hab' sie ihn noch dazu gebracht, daß er hie und da gebeichtet und auch in' eint' und andere Predigt gegangen; aber jetzt höchstens in ein Seelamt und dann, wie's dergleichen Waar macht, in eine Kneipe, oder mit Seinesgleichen auf den Platz hin zur Kompagnie Lauenburger. Wenn sie an ihm anhalte, er soll doch auch wieder einmal beichten, er hab' jetzt seit Ostern nicht mehr, so schimpfe er über's Beichten recht lästerlich und meint, „die Geistlichen können ihm gestohlen werden, er sei auch nicht mehr so ein Narr, wie früher, daß er ihnen Alles glaube; und dann, was beichten? er wisse nichts zu beichten; gestohlen habe er nichts und gemordet auch nicht. D'rum soll sie nur für sich sorgen und jetzt auf der Stell' s'Maul halten, sonst woll' er's ihr dann schon zuthun; es könne ihn der und dieser nehmen, wenn er vor Ostern noch einmal beichte und dann wolle er erst noch das Recht haben, zu beichten oder nicht, er sei ein freier Schweizer und frage keinem Teufel etwas darnach. Und das sei denn besser, daß die Geistlichen nichts sagen, sonst mach' er expreß die Ostern nicht; eher schreib' er an den Bundesrath, als daß er nachgäb'; denn es sei jetzt z'Bern oben „usächo“, daß Ciner Religion haben könn' oder nicht und da werd' es sich dann schon zeigen, ob Ciner nicht eher mehr Recht überkäm', wenn er keine hätt'.“ Der Schreiber

im Postwagen machte nicht gar schöne Augen gegen die Frau und war todaschenbleich vor Zorn, aber der alte Militär war ihm zu nahe und so würgte er seinen Grimm mühsam hinunter. Die Frau aber fuhr fort in ihrer Erzählung. „Und dann, wenn's sei, wie die Leute sagen, so sei er, eben der Mann, wo sie von ihm erzähle, denn erst nicht ganz sauber am Frack und hab' doch eine so brave Frau und all' Jahre ein Kind. Da wär's gewiß kein Wunder, wenn so Eine schon wieder „zurücklesen“ ließ beim Pfarrer, wenn sie könnt'. Sie hab' aber auch schrecklich abgenommen und sehe Anfangs aus, wie die theure Zeit. Sie reue einen; aber sonst sei's ihr genug gewehrt worden von allen Leuten. Aber er sei halt ein schöner, lustiger junger Bursch gewesen, hab' wohl können tanzen und wohl reden und hab' ihr, wie sie's eben machen, die Mannenvölker, auch Alles Lieb's und Gut's versprochen, bis er sie gehabt habe. Wenn sie nicht stockblind gewesen wär', so hätt' sie's müssen sehen, daß er im Christenthum nicht der heißeste sei. Wo er z. B. d'Rekruten-Schul' gemacht, hab' er schon über die Religion gespöttelt und geredt, daß man ihm hätt' sollen die Zunge schlißen. Und wo sie einmal fort haben müssen an eine Musterung, da hab' er sich aufgeführt, daß sich sogar die Lutherischen darüber aufgehalten und wenn er am Sonntage in die hl. Meß' hätt' sollen und können, so sei er nicht gegangen und unterdessen in den Kneipen herumgefahren; freilich nicht er allein, Andre auch, und da haben sie gethan, daß sich die ganze Kompagnie und hintenher das ganze Land hab' schämen müssen. Und dann über's ander Wort immer s' Vaterland im Maul und den Winkelried. Ja wohl! an Solchen hätt's Vaterland schön' Helden und und der Winkelried wenn er wieder käm' und's wieder eine Schlacht bei Sempach gäb', denen thät er schwerlich eine „Gäß zur Freiheit“ machen, und hätt' bigopp! heilig recht und das hätt' er.“ Die ganze Reisegesellschaft, natürlich den Schreiber ausgenommen, hatte der

Frau ab dem Land mit Intresse zugehört, weil sie Alles, wie's eben ist, so natürlich zu erzählen gewußt. Der alte Schnurrbart wünschte den Burschen, die sich beim Militär so erbärmlich aufgeführt, 101 Donnerwetter auf den Hals und „das seien gewöhnlich, wenn sie mal Pulver schmecken, gerade die größten Hasenfuß' und die ersten, so davon laufen.“ Der Geistliche nahm eine Lehr' daraus, besonders für den Herrn Schreiber und meinte, der Staat soll zuerst auf der Welt d'raußen Ordnung machen, es wär' da und dort genug Werch an der Kunkel; und gäb's dann in den Klöstern was zu ordnen und in der Kirche, so sei denn der Papst Mann's genug, die Sach' in's G'leis zu bringen.“ Am nächsten Ort stieg der Schreiber aus. Von Ort zu Ort verminderte sich die Gesellschaft, bis endlich nur noch der Ludi und sein Better blieben. Es war schon spät am Abend, als sie am Ort ihrer Bestimmung anlangten. Sie kehrten im Wirthshaus „zur Post“ ein und ließen sich das Nachteffen wohl schmecken. Die meisten Gäste hatten sich entfernt, nur unten an einem Tisch war noch eine Spielfompagnie bei einander. Nach einer Weile trat eine junge Frau ein mit einem Kinde auf dem Arm. Sie war sehr einfach aber reinlich gekleidet und auf ihrem Antlitz konnte man wohl lesen, daß sie ihre guten Tage schon gelebt; aus ihren Augen schaute Kummer und Hunger, und eine gute Seele. Sie gieng sogleich auf die Spieler zu und sagte wehmüthig zu Einem: „Aber, Joseph! wo bleibst doch heut' wieder so lang? Seit Mittag bist jetzt fort, die Leut' kommen immer und fragen, ob die Arbeit noch nicht gemacht sei. Und Einer ist Anfangs ganz unwillig; jetzt sei er schon dreimal gekommen und du habest ihm immer versprochen und wieder versprochen und dann sei's doch allemal nichts; aber sein Lebtag geb' er dir nichts mehr zu verdienen; und ist eine so gute Kunde und allemal s' Baargeld auf der Hand. Und ich und die Kinder haben seit Mittag nichts mehr versucht und Geld hätt' ich nicht, daß ich einen Schoppen Milch kaufen

könnt!“ Jetzt gieng das Wetter los; kein Schimpfname, den der Sepp seinem armen Weibe nicht sagte. „Jetzt komm’ er expreß noch nicht heim. Er hab’ ihr’s gestern Abend da am gleichen Tisch gesagt, das woll’ er durchaus nicht haben, daß sie ihn aus dem Wirthshaus hole. Und wenn die Leut’ nicht warten mögen, bis er die Arbeit fertig habe, so können sie zu einem Andern gehen, das sei ihm gleich, er hab’ Arbeit genug. Und jetzt soll sie ihm ab den Augen, sonst woll’ er ihr zeigen, wer Meister sei.“ „Brav so Sepp! schrie Einer seiner Kameraden; man muß die Weiber nur nicht Meister lassen; wenn Einer sein Handwerk faun, wie du, so muß er nicht „verchlüpfen,“ wenn er schon einst und anderst eine Stunde später heimkommt. Und am End trinkst du dein Glas aus deiner Sach.“ „Also, Frau Wirthin, noch einen halben Schoppen Schnaps! rief der Sepp. Und jetzt erst noch recht lustig, Kameraden! Heil dir Helvetia! Noch sind der Söhne da! Trumpf us! Inzwischen war das arme Weib fortgegangen. Des Ludi’s Vetter hatte ihr noch ein Silberstück unvermerkt in die Hand gedrückt und dem Kind ein Stück Brod gegeben. Wie lang der Sepp noch geblieben, das wußten die zwei Reisenden nicht, weil sie schlafen gegangen. Aber als der Wächter „Eins“ gerufen, hörten sie ihn noch lärmern. Der Vetter aber sagte: Gelt Ludi, da geht’s perfekt, wie daheim im Bären.

3. Der Ludi in der Fremde und Anderes.

Des Nachtwächters seine alte Greth hat recht gehabt, das Ort, wo der Ludi hinkam, war weder deutsch noch katholisch. D’rum ist es dem Kalender zu langweilig gewesen, ihm Jahr und Tag im Waadtland oben auf- und abzapfen, was er mache und wie’s ihm gehe und sich dann erst jedes Wort verdolmetschen zu lassen und in’s Unterwaldnerdeutsch zu übersetzen. Wenn’s dem Ludi gut geht, so

braucht man nicht Kummer zu haben, daß man’s von der Gertrud nicht vernähm’; und geht’s ihm schlecht oder thut er nicht gut, so giebt’s Leut’ genug, die’s ihm ausbringen werden. Das ist die Rechnung, die der Kalender gemacht und er hat sich nicht verrechnet; s’ist Alles säuberlich an Tag gekommen, wie’s dem Ludi in der Fremde ergangen ist.

Ungefähr ein Monat nach s’Ludi’s Abreise ist einmal die Gertrud auf der Blindmatt lang beim Brunnen gestanden und hat des Nachbars Frau fast z’todt geredt und ihr erzählt, der Ludi hab’ geschrieben und zwar ein’ langen, herrlichen Brief. Er sei schön gesund geblieben und s’nehm’ ihn ungemein wohl an; für die ersten paar Tage hin hab’ er keine Stunde lange Zeit gehabt; aber er heiße jetzt nicht mehr Ludi, sondern Louis, (s’Bärenwirths haben gesagt, man müsse Lui aussprechen.) Kost hab’ er, wie ein Herr und täglich s’Fleisch und mit dem Französischen geh’s ihm extra gut. Des Kostherrn seien gar grausam brave Leut’ und nicht rechtmäßig gut gegen ihn. Sie haben einen einzigen Sohn und viele Hühner und seien nah’ verwandt mit dem Pastor. In die Weß’ hab’ er bis dato noch nie können, es wär etwa zwei Stund’ weit, und allemal schlecht Wetter gewesen; dafür sei er aber mit des Kostherrn in ihre Kirche gegangen; da hab’ er zwar nicht viel genügt, weil der Pfarrer französisch geprediget, aber einmal das hab’ er gemerkt, daß er’s wohl könn’, wie’s ja s’Bärenwirths vorher schon gesagt haben; der Kostherr, der auch deutsch spreche, hab’s ihm nachher verdentschet, was er in der Predigt gehabt und Allem nach, was der Lui schreibt, wär’ das etwas Anderes, als wie unsere Geistlichen predigen; das wären schon Predigten! Jetzt Kirche, schreibt er, haben sie eine, man finde weit und breit daheim keine so, aber nicht apparte viel Volk d’rinn. Was dem Lui aufgefallen, sei das, daß sie in der Kirche keine Ampeln und keine Schellen haben, und keine Altär’ und keine Beichtstühl, auch keine

Muttergottes- und andere Bilder und daß der Pfarrer das Weihwasser nie gäb' und eine Frau und viel Kinder habe. Der Lui sei halt noch gar jung und wisse eben noch nicht, daß überall etwa ein anderer Brauch sei. Aber sonst sei denn Alles, wie daheim; sie singen, sie läuten und denn erst noch recht schön; jetzt mit dem Taufen, da schreibt er, sie sparen allemal die Kinder zusammen, bis sie mehrere miteinander taufen können; und heirathen thun sie auch, wie recht und billig und Friedhof haben sie einen prächtigen und s'Sterben sei namhaft wohlfeiler als daheim. Dem Pfarrer seine Frau sei, wie der Lui schreibt, eine Deutsche von Basel und eine erschrecklich bethafte, gute Frau. Sie nehm' sich besonders der Deutschen an, deren es ordentlich viel habe für's französisch lernen und Andere. Sie gab ihnen sogar Unterricht am Sonntag im Französischen und dann lese sie ihnen noch allemal etwas Heiliges vor und geb' ihnen Bücher zu lesen und das gewiß prächtige. Und da könne kommen, wer wolle, ob einer lutherisch oder katholisch sei; s'konträr, die Katholischen hab' sie fast noch lieber, als die Andern. Ihm, dem Lui, der allemal auch hingehet, hab' sie apparte ein schönes Buch verehrt und ihm versprochen, wenn er fleißig komme und sich brav halte, so wolle sie ihm dann später noch ein's geben für die daheim. Ja, er könne nicht genug schreiben, was das für eine scharmante Frau sei und was die aütheile, besonders an arme Katholische. D'rum hab' er zuletzt noch geschrieben, er könne nicht genug „Merxi“ sagen, daß man ihn an ein so gutes Ort gethan.

Es mögen ungefähr zwei Jahr vergangen sein, so ist eines Abends spät der alte Blindmättler zu seinem Seelsorger gekommen und hat gesagt, wenn's Gelegenheit gäb', so sollt' er ein paar Wort mit ihm reden. Nachdem ihn der Seelsorger in's Nebenzimmer geführt und ihn gefragt, was er Gut's habe, schüttelte der Alte bedenklich den Kopf und sagte: „Ja! wie's ihn dünke, hab' er nicht

viel Gut's. Der Herr Seelsorger werd' wohl wissen, daß eben der Ludi, der Jüngst', vor zwei Jahren da in's Waadtland hinauf sei, um d'Sprach z'lernen. S'Bärenwirths haben's der Gertrud völlig können anthun und da hab' sie halt immer gezwungen und gezwängt und hab' ihm Tag und Nacht keine Ruhe gelassen, bis er zuletzt dem Frieden z'lieb so mit größtem Unwillen den Willen d'rein gegeben. Er müße sagen, es wär' eigentlich anständig gewesen, wenn man vorher mit dem Seelsorger Rath gehabt hätte; und wenn er etwas Meister gewesen wäre, so wär' das sicher nicht unterblieben; er hab's der Gertrud manchesmal gesagt, wenn doch die Geistlichen für unserein verantworten müßen, so thät's ihm scheinen, es würde nichts schaden, wenn sie auch etwa wüßten, wo man die Kinder hinthue; sie könnten Einem noch oft gut rathen; und wenn's dann allemal mit den Kindern anfangen schräg z'laufen und man übel-feil sei und im Haar frage, so müß' man denn doch zuletzt noch Zuflucht zu ihnen nehmen und er meinte, es wär' g'scheider, man gieng vorher schon. Er hab' allemal der Gertrud ein schön's Gleichniß gegeben: Schau jetzt Trud', hab' er gesagt, wenn wir ein's von unsern Kühlene um den Zins weglassen an Leut', wo wir nicht kennen, so fragen wir apparte nach, ob's auch recht' Leut' seien, ob's Kühle auch gut gehalten werd' und auch etwa anständig z'leben bekomme' und ob's ein sicherer Weidgang sei und g'sund's Wasser und dergleichen; und so hätt' er gemeint, es möchte sich wohl vertragen, daß man wegen dem Ludi sich auch etwas genauer erkundigte, ob er auch an Seel' und Leib gut versorgt sei oder nicht. Aber b'hütisgott! da sei ihm s'Trud über's Maul g'fahren, daß er geru geschwiegen hab'. Hingegen jetzt hab' er's nicht länger mehr über's Herz bringen können und hab' gedacht, jetzt müß' es einmal sein; da mög' nun s'Trud sagen, was es wolle und thun, wie es wolle, jetzt geh' er halt nur zu seinem Seelsorger. So viel er merke,

gab' der Ludi ein recht ausgemachter Fögel ab. Anfangs kosten thue er ihn, daß er bald nicht mehr wisse, wo s' Geld hernehmen und bereits ein fürnehmes Kind hab' verkaufen müssen. Und wie viel Sackgeld ihm die Mutter erst noch „hinterruck's" geschickt habe, das wisse er nicht; aber er hab' wenigstens in einem Kasten ein' Brief gefunden, wo der Ludi der Mutter schreibt, er hab' denn die vierzig Franken richtig erhalten und sie soll ihm auch auf die Fasnacht wieder etwas Geld's schicken, wenn sie kein's habe, so thäten ihr s' Bärenwirth's schon entleihen. Der Blindmättler that einen schweren Seufzer, als er das sagte und fügte bei, er wollt' noch nichts sagen, wenn er dem Ludi, wo er fort sei, nicht noch extra zugesprochen, er soll denn auch Sorg haben zum Geld. Doch das sei nicht Alles, es sei da noch etwas, das ihm auch nicht ganz diene. Er hab' da ein Buch bei sich, wo der Ludi verehrt's bekommen und jetzt heimgeschickt habe. S'Trud sei ein völliger Narr ob dem Buch und wenn's sonst früher ob dem Lesen die Augen nicht fast verderbt, da wollt's jetzt d' Nase immer darin haben und sagt's allen Leuten, was der Ludi für ein prächtig's Buch verehrt bekommen und heimgeschickt habe. Es sei wahr, das Buch sei gar hübsch und schön darin zu lesen, aber der Hr. Dokter, wo da zuvorderst d'rauf gedruckt sei, der gefalle ihm nur so halb und halb, er heiße ihm „läß". Und er möcht' nun eben gern wissen, ob das etwa der rechtmäßig Dokter Martin Luther sei, wo man von ihm sage, er sei sonst nicht gerade von den Brävern Einer gewesen. Wenn's dann der sei, so wüßt' er denn bald, was er mit dem Buch anfangen müßt. Und dann sei da noch so ein kurioser Brief vom Ludi, der ihm wie spanisch vorkomme. Der Hr. Seelsorger möcht' nun so gut sein und das Buch und den Brief etwas durchmustern und dann etwa Rath ertheilen, was er da als Vater zu thun habe. Der Geistliche sah auf den ersten Blick, wie er's gleich gedacht, daß das Buch mit dem

hübschen Einband kein anderes sei, als eben den Lutherischen ihre Bibel von Dr. Martin Luther. Er zeigte sogleich dem Blindmättler einige Stellen, wo der Luther die hl. Schrift mit Fleiß verfälscht und was er ausgelassen, wenn's ihm für seine neue Lehr nicht recht in den Kram paßte. „D'rum sei es auch verboten sie zu lesen und ein solches Verbot sei gewiß sehr vernünftig. Wenn die Doktoren den Kranken Wein verschreiben, so dingen sie allemal an, ihn da zu nehmen, wo man ihn real bekommt; und unsre Herrn, wenn sie ihren Schoppen trinken, wollen sie ihn auch unverfälscht; und wenn die Frauen Zeug kaufen für ein Kleid, so muß sich ihnen oft, eh' sie abhauen lassen, der Krämer bei Seel' und Seligkeit verschwören, daß es denn gewiß gut in der Farb' und haltbar und daß sie's vergeben haben können, wenn's nicht dauerhaft sei. Wie viel mehr muß die katholische Kirche alle Sorge anwenden, daß ihren Kindern kein falschfärbiges, unhaltbares, verfälschtes Zeug für wahres Gotteswort in die Hände und durch's Lesen in Kopf und Herz komme. Wenn wir also wissen wollen und wir müssen es wissen, was Gott geredet und geoffenbaret und für unser Seelenheil angeordnet, so sagt uns das die katholische Kirche schon und wir müssen nicht den Hr. Doktor Luther brauchen.“ Dem Blindmättler hat das ganz gut eingeleuchtet. „Er wisse jetzt schon, was er mit dem Buch mache, er nähm's halt nur nicht mehr mit ihm heim; er werd' freilich bei seiner Frau Liebste nicht wenig „hinter d'Siebnig“ kommen, aber das mache sich Alles, es sei nicht das erstemal und werd' nicht das letztemal sein.“ Nachdem das Ding mit dem Luther abgemacht war, mußte dem Ludi sein kurioser Brief an die Prob'. In diesem Brief verlangt er vom Vater wieder etwas Geld's. Er sei da in einem sogenannten Plicht-Verein, wo man öfters zusammen komme. Das sei eine unschuldige Gesellschaft und wirke viel Gutes. Da werden herrliche Reden gehalten über Religion und Fortschritt. Weil

er von den Fleißigern Einer sei, so gelte er viel bei den Vordersten und sei wirklich schon zu einem Ehrenamt befördert worden, er müsse allemal den Saal, wo sie Sitzung halten, auf- und zuthun. Da gäb's denn eben auch etwas Auslagen; man schieße allemal etwas zusammen für den Saalzins und dann gäb's auch hin und wieder etwa einen armen Teufel, dem man zuerst etwas Geld's geben müsse, damit er sich in den Verein aufnehmen lasse; man hätte eben gerne Viele darin. Und wenn dann halt Einer beamtet sei, wie jetzt er, so dürf' er auch nicht, schier mit nichts abmachen und müsse auch schon etwas nobler sich kleiden, als die Gemeinen. Und dann werde man wohl denken können, daß auch die herrlichsten Reden, wenn's heißes Wetter sei, den Durst nicht löschen, und da nehme man dann allemal etwa einen Trunk, bald mehr, bald weniger, und etwas dazu. Das koste freilich Geld; aber es soll Keinen reuen. Er hab' da in e i n e m Jahr mehr gelernt, als daheim, so lang er in die Christenlehr' gegangen. So z. B. hab' er daheim nie gewußt und der Pfarrer hab' wohlweislich ihm das nie gesagt, daß die Beicht nur von den Geistlichen erfunden worden sei. Aber da hab' er's jetzt schon vernommen. Ueberhaupt sei ihm da über gar viele Dinge ein Licht aufgegangen, wo man daheim noch lange im Stockfinstern herumtappe. Wenn er einmal heimkomme, so werde er den Leuten über Manches Bescheid wissen, wo sie jetzt so wenig davon verstehen, als eine Kuh von einer Musketnuß. Er gedenke aber, jedenfalls noch ein Jahr zu bleiben, um sich in der Sprach' und noch mehr in der Geistesbildung zu vervollkommen. Der Geistliche warf den Brief auf den Tisch und sagte: Eine saubere Bildung das! Oder wie gefällt sie euch, alter Vater? Wem könnte sie gefallen? antwortete der Blindmättler; ihm gefalle die ganze Geschichte nicht. Anfangs erstens gefalle es ihm absolut nicht, daß der Ludi da in einem Beichtverein sei, wo's aneinander Geld koste. Der Fögel hätt'

ihn doch sonst schon genug gekostet und s'wär' nicht nothwendig, daß er da den Waadtländern mit seinem eigenen Geld noch müß' helfen, s'Beicht anzünden; wenn's ihnen z'finster sei, so sollen sie auf eigene Kosten heiterer machen; ihm sei's heiter g'nug. S'Erud daheim rechne freilich dem Lumpen-Mentli, wo der Ludi beim Verein habe, weiß wie viel und sag's allen Leuten, der Ludi sei bereits in Ehr' und Aemtern innen; aber er für sich gäb' da kein rothen Heller dafür; wenn Einer s'Geld nichts achtete und gern etwas wär', so könnt' er daheim noch etwas werden, er müßt' nicht im Waadtland oben sein. — Was dann da der Ludi wegen der Beicht geschrieben, als wär' sie von den Geistlichen erfunden worden, so scheine ihm das etwas aparte dumm's von Einem, der im Beichtverein sei und sogar noch beamtet. Daß ein Geistlicher das Pulver erfunden, das hab' er oft gehört und glaub's; aber daß sie das Beichten erfunden, das müßt' ihm jetzt noch ein G'scheiderer sagen, als der Ludi, bis er's glauben könnt'. Wenn sie ja allenfalls noch „Muggen“ gehabt hätten, s'Beichten z'erfinden, so denke er, sie wären ihnen bald vergangen. Einmal jetzt kämen sie schlecht an mit einer solchen Erfindung; s'gäb' eine völlige Revolution unter dem Volk; und er wär' einmal selber nicht dafür, im Gegentheil — und er meine, er sei doch nicht gerade von den Allerschlechtesten Einer — wenn man das Beichten g'rad schicklich so an der Landsg'meind könnt' wegmehren und s'denn vor Gott recht wär, so könnt's ihm auch noch nicht übel gefallen und er nähm', wenn's nicht anders sein könnte, zuletzt g'rad lieber ein' schönen Feiertag dafür auf. Und er denke, es gäb' allweg ein schönes Mehr dafür, sonderbar, wenn s'jung Volk fleißig käm'. Jetzt denke er, es sei seit Christi Geburt wohl immer so gewesen. Der Mensch sei halt zu allen Zeiten Mensch und hätt' seine Fehler lieber geheim, als daß er's einem Geistlichen offenbarte; es gehe halt doch, wenn's darnach Sachen sind, ein wenig wider's Haar.

Er hab' gehört, schon der Adam hätt' lieber nicht bekennt. D'rum nähm's ihn eben Wunder, wie's den Geistlichen hätt' können g'rathen, in der ganzen Christenheit das Beichten einzuführen, wenn's nicht von Gott wär'. Ihm könnte jetzt das der Rudi und der Pechtverein heut' und morgen noch nicht z'glaub' sagen. Und dann sei ihm, wo er s'Rudis Brief gelesen, noch etwas in den Sinn gekommen, das dürf' er jetzt schier nicht sagen." Der Geistliche hatte Freud' an des Blindmättlers gesundem Verstand und sagte: „Nur aus'g'ruckt! nur frisch von der Leber weg; er werd' ihm's denn auch sagen, wie er's denke.“ Je nun! sagte der Alte, wenn's der Herr nicht woll' ungern haben, so woll' er's jetzt sagen, wie's ihn „denke.“ Er meine eben, die Geistlichen wären bei weitem nicht einig worden, etwas so, wie das Beichten, z'erfinden. Und wenn auch Viele davon dafür gestimmt hätten, was er aber auch nicht glaube, so wär' gewiß Einer und der Andere dawider gewesen und denen wär' denn Alles ang'hanget. Und dann hätten die Andern bei leeren Stühlen können beichtfägen und hätten für die Beichtstuhl noch ihr eigen Geld „hintergehabt“ und das würd' ihnen schon lang vor Ostern verleidet sein und so wär's halt mit dem Beichten, wenn's nicht Gott selber angeordnet hätt', in Kurzem wieder Fei'rabend worden. Und jetzt noch eins. Er thät meinen, wenn die Geistlichen von sich aus das Beichten hätten einführen wollen, so hätten sie ja ganz gut ein Notabene dazu machen können und hätten's auch sicher gemacht, daß denn sie selber nicht beichten müßten. Einmal ihm, und er sei nicht von den Gescheideren Einer, wär' das allweg in Sinn gekommen, wenn er so schön den „Vorthel“ in den Händen gehabt hätte. Und das sei, so viel er wisse, doch nicht der Fall, die Geistlichen müssen und thun ja auch beichten. — Und jetzt zu guter Letzt, könnte er auch gar nicht wissen, was die Geistlichen davon hätten, da mit dem Beichten das Volk

am Marrenseil herumzuführen und das thäten sie doch, wenn's nicht von Gott wär' und sie's doch für ein nothwendiges Sakrament darstellten. Er für sich, wenn er wollte das Volk für'n Marren halten, so wollte er's einrichten, daß er doch etwas davon hätt' und nicht ihm selber noch eine so schwere Last aufladen, wie das Beichtthören sein müsse; er hab' wenigstens schon von vielen rechten Geistlichen gehört, daß für sie das Beichtthören das Beschwerlichste von Allem sei. Wenn also die Geistlichen wüßten, daß das Beichten nur eine Menschenersindung und nicht von Gott sei, sie wären gewiß schon längst mit den Beichtstühlen zum Tempel hinaus. Man sag' wohl, die Geistlichen thun nur so wunderswegen beichtthören. Das sind Fausen! er meine, die Geistlichen vernehmen sonst mehr, als ihnen lieb ist. D'rum sag' er's noch einmal, das könnt ihm jetzt der Rudi mit sammt seinem Pechtverein nicht angeben, daß die Geistlichen das Beichten erfunden. Ein Einziges hab' er lezthin in einer Wirthshaus-Disputation gehört und da komm er jetzt nicht recht darüber und da müß' ihm jetzt der Herr Seelsorger darüber helfen. Es hab' eben geheissen, ein Konzili z'Rom oder ein Papst hab' das Beichten eingeführt. Er glaub's freilich nicht; aber so den rechten Bescheid wüß' er nicht darüber; es hab' ihm scheinen wollen, auf diese Art wär's noch eher möglich gewesen, als nur von den Geistlichen allein; denn ein Papst könn' gar viel und wenn er halt befohlen hätt', jetzt müß' das Beichten in der ganzen Christenheit eingeführt werden, so hätt' man ihm in Gottes Namen nicht viel können anthun. Er glaub's zwar durchaus nicht; aber wenn der Rudi einmal heimkomme und ihm etwas so vorpredigen wolle, so möcht' er ihn denn doch z'Boden machen, daß er ihm nicht so g'schwind wieder aufstünd.“ Am g'schwindesten ist er am Boden, sagte der Geistliche, wenn Ihr nur fraget, was für ein Papst oder was für ein Konzilium das Beichten eingeführt habe. Da wird

er Euch die Antwort gar schön schuldig bleiben. Man hat das schon die gelehrtesten Protestanten gefragt, aber sie haben's nicht sagen können und können von Anfang des Christenthums keine Zeit nennen, wo das Beichten nicht schon im Brauch war. Es müßte doch erschrecklich schlimm stehen mit der Kirchengeschichte, wenn etwas so Wichtiges und so Beschwerliches, wie das Beichten und Beicht hören ist, von einem Papst oder Konzilium hätte eingeführt werden können in der ganzen Christenheit, ohne daß die spätern Zeiten ein einziges Wort wüßten, wann und von wem. Man weiß noch die Namen von allen Päpsten, die seit 1800 Jahren die Kirche Gottes regiert und kennt ihre besondern Thaten und Verordnungen; man weiß, welcher Papst diese und jene viel minder wichtige gottesdienstliche Gebräuche vor 15 bis 16 hundert Jahren eingeführt hat; man kann die Päpste aus ältester Zeit mit Namen nennen, wo das Kyrie eleison bei der hl. Mess' und das Alleluja und das „Ghr' sei Gott dem Vater“ u. s. w. zu beten befohlen; man weiß, in welchem Jahr und durch welches Konzilium das jetzige Credo in der hl. Messe aufgesetzt wurde und ist doch schon mehr als 1500 Jahr im Brauch. Dann weiß man wieder, daß es einmal in alter Zeit einen langen Streit gegeben, wann das Osterfest soll gefeiert werden und wann und von wem dann endlich dieser Streit entschieden worden sei. Was meint Ihr jetzt, mein guter Alter! wär's jetzt menschenmöglich gewesen, daß ein Papst oder ein Konzilium g'rad so mir nichts und dir nichts die Beicht hätte einführen können, ohne daß ein Hahn darnach gekräht? Da wären gewiß ganze Kästen voll Bücher dafür oder dagegen geschrieben worden; und jetzt sollte man von Allem dem gar nichts mehr wissen; und alle Gelehrten und Geschichtsforscher zu allen Zeiten hätten nie etwas gefunden, wann und wo und von wem eben das Beichten eingeführt worden sei. Das merkt gewiß der einfache Hausmanns-

verstand, daß diese Vorgab' nur eine leere Ausflucht ist von denen, die halt nun einmal von der Beicht nichts wissen wollen. Sie glauben im Ernst selber nicht daran.“ Aber, sagte der Blindmättler, die, wo da lezthin im Wirthshaus vom Beichten disputiert, seien sonst noch gescheide Herren und von den Studiertern und Einer hab' sonderbar ein' guten Kopf; und der hab' das Konzili mit der Jahrzahl g'namset, wo eben die Beicht eingesetzt worden sei. Er für sich, fügte der Alte bei, hätte ihm das zwar nicht geglaubt, aber es haben da noch viele junge Burschen am Tisch getrunken und denen wär's, so viel er gemerkt, noch gut eingegangen.“ Glaub's gern, sagte der Geistliche, wenn die jungen Leut' in keine Predigt gehen, so werden sie nach und nach so unwissend im Christenthum, daß Einer, der wohl reden kann, im Stand ist, ihnen anzugeben, es sei kein Gott und kein Teufel und was er will. Wenn diese jungen Leut' immer fleißig in der Predigt und Christenlehr wären, so hätten sie gewiß schon mehr als nur einmal gehört, daß Christus selber die Beicht eingesetzt und daß man schon zu den Apostelzeiten gebeichtet und von Anfang des Christenthums bis jetzt durch alle Jahrhunderte die Beicht als von Gott eingesetzt betrachtet habe. Und da hätten sie denn auch vernommen, wie sich's verhalte mit dem Konzilium, das der Herr da mit dem guten Kopf angeführt hat. Es ist nämlich so: Im Jahr 1215 ist zu Rom unter dem Papst Innozenz III. ein solches Konzilium gehalten worden und hat verordnet, daß jeder Christ wenigstens einmal im Jahr seine Sünden dem verordneten Priester beichten und zur öfterlichen Zeit die hl. Kommunion empfangen soll und zwar unter Straf des Kirchenbanns.“ „Präzis, fiel der Alte ein, justament die Jahrzahl und den Papst hat er g'namset; so hat er also doch nicht All's erdenkt; ich hab ja gesagt, der hab' ein' guten Kopf.“ Ganz recht! fuhr jetzt der Geistliche fort; da hat dieser Mann ganz recht berichtet; aber die

Sache ganz unrecht ausgelegt, wenn er meint, da sei die Beicht eingeführt worden. Wenn jetzt z. B. daheim Euere Söhn' und Töchter anfangen, faumselig zu werden im Beten und steh'n auf und geh'n nieder, ohne Gebet und nehmen kein Weihwasser und machen kein Kreuz und statt zu beten, „kärben und fieseln“ sie mit einander und jedes will s'legt Wort haben und Euch und der Mutter ist das verleidet und Ihr stehet zusammen und einmal am Abend, wenn die Söhn' in's Bett wollen, so saget Ihr ihnen, sie sollen jetzt noch ein wenig warten, Ihr habet noch etwas mit ihnen zu reden und s'Franzi in der Küche soll auch kommen und dem andern sollen sie auch rufen; und wenn dann Alle da sind, haltet Ihr ihnen ein Kapitel, wie seit Langem nicht mehr „und so könn's nicht mehr gehen und Ihr thuet es nicht mehr anders und jetzt müß' wieder all' Abend der Rosenkranz gebetet werden und wem's nicht recht sei, der könn' gehen und einmal fremdes Brod essen, bis sein Köpfe gebrochen sei.“ Wem würde es jetzt einfallen, Ihr habet das Beten und den Rosenkranz erfunden? Oder es nimmt an einem Ort das Stehlen mächtig überhand; das Geld im Kasten, das Vieh auf der Weid', die Erdäpfel im Boden, nichts ist mehr sicher vor den langen Fingern. Jetzt tritt die Regierung zusammen, „da müß' etwas gemacht werden, sonst sei kein Mensch mehr sicher mit Hab und Gut und werden am End', wie's in London passirt ist, die Häuser ab den Mauren gestohlen.“ Jetzt wird eine verschärfte Strafe auf das Stehlen festgesetzt und publizirt, der Erste, wo auf einer Dieberei ertappt werde, soll so und so gestraft werden.“ Könnte man da behaupten, die Regierung habe das siebente Gebot eingeführt? Das wär' ja lächerlich und bei darnach einer Regierung Anfangs ganz und gar nicht glaubwürdig. Nun wär's ebenso einfältig, wenn man dem Konzilium von Rom die Einsetzung der Beicht zuschreiben wollte, weil dasselbe befohlen, wenigstens einmal im Jahr

zu beichten. Man hat schon 1200 Jahr vorher gebeichtet und durch alle christliche Zeiten gebeichtet. Aber nach und nach hat's gar viel laue Christen gegeben, wie's heutigen Tags auch gibt; die haben das Beichten unter das alte Eisen gethan, und ihre Sünden schön zusammengesparrt bis auf's Todtbett und oft bis vor's Gericht Gottes und noch weiter. Dann wollten sie doch bei den Katholischen auf der Liste bleiben und hätten sich, wenn sie in Zürich gewesen wären, noch fein sauber in den katholischen Kirchenrath wählen lassen und z'Bern oben ihre Schmachreden gegen die katholische Kirche allemal mit dem Satz angefangen: Ich bin zwar auch Katholik, aber . . u. s. w. Solchen „Auchkatholiken“, von denen die Kirche nur so den Namen auf der Liste haben kann, das mehrer' Andere aber einst ein Andrer nimmt, wollte das Römer-Konzilium einmal kategorisch sagen: „Entweder thut, wie katholische Christen, allerwenigstens wie die Lauern unter ihnen und erfüllet das Gesetz Christi und empfanget die hl. Sakramente wenigstens alle Jahre einmal, oder dann packet zusammen und gehet! Wollt ihr euere Seele uns nicht geben, daß wir sie reinigen und heiligen und zu Christus führen, so wollen wir auch euere Namen nicht.“ Das, mein lieber Alter! wollten der Papst Innozenz und das Konzilium sagen; aber sie haben's nicht gerade so in grobem Unterwaldner-Deutsch gesagt, sondern in würdiger Kirchensprache verordnet, daß künftighin ein jeder Christ, wenn er das gehörige Alter erreicht hat, seiner Pflicht, die Sünden zu beichten und die hl. Kommunion zu empfangen, wenigstens einmal im Jahr nachkommen soll und zwar unter der Strafe des Ausschlusses aus der Gemeinschaft der katholischen Kirche.“ Der Blindmättler dankte für den erhaltenen Aufschluß und meinte, er hab's wohl gedacht, es werde mit dem Konzili etwa recht zugegangen sein; aber er wär' nicht Mann's genug gewesen, dem Ludi, wenn er etwa mit solchen Sachen hätte kommen wollen, eine rechte

Widerlag' zu machen. Aber jetzt wolle er ihm dann schon aufwarten. Und was jetzt der Ludi anbelange, so müsse d e r halt nur wieder heim und zwar auf der Stelle; da könn' s' Trud sagen, was es wolle, da ergeb' er sich nicht." Mit diesen Worten verabschiedete sich der Alte und ging gerade recht erwarmet nach Haus. Wie's da zugegangen, das hat der Kalender nicht erfahren; aber des Nachbars Leute haben gar laut reden gehört und am andern Morgen habe die Gertrud rothe Augen gehabt und sei mit einem „Bündel“ unter dem Arm starken Gang's dem „Bären“ zu und sei erst morgen-
desse zwischen Tag und Nacht wieder heim und hab' drei Tag lang kein Wort geredet und sei nicht zum Tisch gegangen, sondern habe in der Küche geessen. Kurze Zeit nach-
her hat's im Dorf geheissen:

Der Ludi ist heim.

Es ist sonst nicht allemal Alles gerade die hl. Wahrheit, was es im Dorf heist und außer dem Dorf; aber dießmal haben's die Leut' errathen; der Ludi ist wirklich heim. Der Blindmättler hatte Wort gehalten und den „Bettler“ auf den Weg geschickt, den Ludi abzuholen. Und ein paar Tage nachher hat Mancheiner, der etwas spät in der Nacht vom „Bären“ heimgekommen ist, sich damit entschuldigen, der Ludi sei eben aus der Fremde heim und hab' beim „Bären“ eine Flasche getrunken und von der „Fremde“ erzählt; und d e r könne erzählen, daß man ihm die ganze Nacht „ablosen“ möcht'. Und so war's; aber nicht nur am ersten Abend, sondern fast so manchen Abend, als Gott gab. Da hat er denn erzählt, was er gesehen und erlebt und wie's in der „Fremde“ ganz anders sei, als daheim und die Leut' seien viel gescheider und gebildeter, als bei uns; vierzehn- bis fünfzehnjährige Buben wissen mehr, als unsre Geistlichen. Arme gäb's da keine, weil sie eben keine Feiertage haben und dann gerathe Alles viel besser, als Hier. Und dann seien die Leut' gar brav; da höre man das ganze Jahr kein wüßtes Wort reden, man sehe Keinen, der einen Rausch habe und vom Verläumden wissen sie gar nichts. Jetzt was die Religion betreffe, da seien sie viel toleranter, als wir; er sei doch jetzt katholisch und da hab' ihm kein Mensch etwas in

den Weg gelegt; s'konträr, man hab' ihm nur alles Lieb's und Gut's erwiesen und wenn er länger geblieben wär', so hätten sie ihn in einem der ersten Vereine, im Lichtverein, in die ersten Aemter hineingethan. Er hab' dann freilich auch darnach sich benommen und mitgehalten und sei mit ihnen in die Predigt gegangen. Die können aber predigen. Er hab' da eine, die gedruckt worden, heimgenommen; Schöneres könne man nichts lesen. Sie sei eben französisch; aber die Madame curé d. h. dem Pastor seine Frau, hab' ihm ein paar Duzend deutsche mitgegeben zum Austheilen, er wolle morgen Abends sie mitnehmen und dann Jedem eine geben; es koste nichts. So kramte der Ludi all-
abendlich seine Weisheit aus und seine Kameraden konnten nicht genug rühmen, was d e r für ein gescheidter Kerl sei. „D e r hat Haar an den Zähnen, und „Krieg“ im Kopf, sagten sie und sobald er das Alter hat, muß d e r Rathsherr werden; das wird einmal ein Mann, der dem Land Ehr' macht.“ Selbst viele junge Bauern-Buben gingen jetzt fleißig zum „Bären“ und hörten ihn gerne „zählen“ und gaben ihm recht und lasen am Sonntag in den „deutschen Predigten“, die er austheilte. Und am Sonntag unter der Predigt war auf dem Lauenburger-Platz Alles voll und der Ludi in der Mitte. Da rühmte er dann, wie lang er nicht mehr gebeichtet und wie er den „Madmosellen“ den Hof gemacht und wie man hier so dumm sei und Alles gerade für Sünd' halte. Er sei jetzt ein wenig in der Welt herumgekommen; ihn können die Geistlichen nicht mehr am Narrenseil herumführen. Schandens halber ging er zwar noch in die Messe, aber meistens blieb er im Vorzeichen, die Arme übereinander und die Augen auf der Gasse, so daß er die wenigsten Male hätte sagen können, wer die hl. Messe gelesen. Wenn Prozession mit dem Allerheiligsten war, so stand er auf dem Platz, die Cigarre im Mund und den Hut auf dem Kopf, als ging ihn Alles nichts an. — Daheim aber las er die „Neue Zürcher Zeitung“ und den „Eidgenos“, während der Vater und die Brüder arbeiteten. Der Vater aber schaute kummervoll in die Zukunft, weil der Ludi viel Geld gekostet und noch kostet und jetzt ein Thutnichtig geworden ist. Sogar die Mutter weinte hie und da im Stillen, weil der Ludi nicht arbeiten wollte und ihr nichts darnachfragte. Des Nachtwächters Greth aber sagte: Da hat sie jetzt ihren schönen Ludi mit sammt der Sprach; aber es mußte eben der Spruch wahr werden: Der Hochmuth kommt vor dem Fall.
(Fortsetzung folgt.)